

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Wilhelm Wackernagel als Dichter : zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Autor: Jünger, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Er geht ihnen mit gutem Beispiel voran, seine Seele funkelt im Sonnenschein.... Dieselben ernsten Gedanken beschäftigen ihn fort und fort, er demütigt sich vor der geheimnisvollen Weisheit, die ihn dahingeführt hat, wohin er nicht

gehen wollte, deutlich sieht er den Weg, der ihm vorgezeichnet ist:

„Durch Schmerz zur Gutherzigkeit!“

Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder.

(Schluß).

Nachdruck verboten.

Wie die Heuschrecken nach Mazagan kamen, ist ein prachtvolles Schloßstück, so plausibel, so natürlich und auch so unheimlich, wie man es selten zu genießen bekommt, obgleich die Torheit nördlich vom Mittelmeer auch nur langsam verschwindet. Man lernt es als ein Glück empfinden, daß in unseren gemäßigten Zonen solche Nachbarn, wie sie die Tierwelt der heißen Länder liefert, nicht vorhanden sind und daß auf die Dummheit des Menschen nur die Weisheit des Nebenmenschen zu lauern pflegt. Sie sind auch so noch verheerend genug. Im Kampf gegen das Ungeziefer und seiner Methodik, wenn auch nur bedingt in seinen Erfolgen, spricht sich noch mit am deutlichsten das aus, was wir unsere überlegene Zivilisation nennen. Die heitere Fronte aber, das muß gleich gefragt werden, will es nun, daß die Orgie arabischer Torheit sich herausstellt als ein Reis europäischer Weisheit, gepropft auf den orientalischen Organismus und seine ehrwürdigen Geoplogenheiten. Wie die verheerenden Heuschreckenarmeen nach dem wohlgesicherten Mazagan kommen gerade durch eine Nachahmung einer europäischen Bekriegungsmaßregel, ausgeführt von der marokkanischen Bürokratie, das ist nun einfach erschütternd zu lesen. Man sieht es kommen und lacht zum voraus, und dann wird die Sache doch so ganz unerwartet großartig. Möchte der Streich nicht das Präludium sein zur französischen oder deutschen Pénétration pacifische! Die Folgen könnten in die Breite gehen.

In Nahoni's Protektion ist der Humor weniger glücklich zum Ausdruck gekommen. Man kann sich des Eindrucks einer gewissen Bissigkeit kaum erwehren, unter der die feine Führung, an die wir bereits gewöhnt worden sind, leidet. Wir müssen uns darüber hinwegsetzen; denn wir möchten diese Nummer nicht missen. Ihr Eigengehalt ist ein Thema, das manche wichtige Lehrengabe in die Gesamternte dieser marokkanischen Lektüre einfügt.

Si Alle's Glück und Ende zeigt uns eines der vielen ewig sich wiederholenden Intermezzti der scherischen „Geschichte“,

Ursurpation und Revolutionen, wie sie schon die Weihe uralten Herkommens besitzen, aber, aus irgendwelchen Gründen, die hier nicht näher zu erörtern sind, in letzter Zeit sich zu beschleunigtem Zersetzungssprozeß vermehren, auch immer größere Dimensionen annehmen und nun eben zur mehr oder weniger ernstgemeinten Auseinandersetzung unter den Mächten geführt haben.

* * * Da wir einmal dieser Dichterin denken, so darf wohl auch noch ein Wort, das außer dem obigen Zusammenhang steht, sich anschließen.

Der Aufenthalt unter den Orientalen wird es gewesen sein, der Grethe Auer dazu geführt hat, orientalistische Dichtung und Denkerweisheit kennen zu lernen. Wer sich darin umgesehen hat, will immer mehr wissen. Es genügt, Firdusi zu nennen, dessen Schahname in der Wiedergabe des Grafen Schack zu den allerersten Schätzen unserer Ueberleitungsliteratur gehört. Die Dichtung, die Gestalten des Orients sind der vertraute Freundin des Arabers vertraut und lieb geworden, daß sie auch selbst angefangen hat, in ihnen zu leben und zu denken, so lange, bis die Namen des Epos zu Namen für die Verkörperungen ihrer Gedanken, ihrer Lebensauffassungen geworden sind. Etwas anderes haben wir nicht zu sehen in ihrem Dschemidid (Bern, Francke). „Episode in drei Akten“ nennt sie ihre Dichtung. Es sind glänzende Dialoge ohne irgendwelchen Anspruch auf dramatische Eigenarten. Wer die Verfasserin als Persönlichkeit kennen lernen will, kann ihr in diesen Versen sehr viel näherkommen. Sie führen oder sie suchen. Höhen und Tiefen reichen Sinnens bleiben immer ehrlicher Aufmerksamkeit wert. Wenn wir die spekulierende Dichterin kennen gelernt haben, kehren wir um so lieber, mit um so größerer Bewunderung zur Sängerin des Yussef Ben Tarshia und der Königsfrau Chadija zurück und zur scharfen und nachempfundenen Beobachterin der Leute von Mazagan, zu klein Nakut und zu den Heuschrecken.

E. 3.

Wilhelm Wackernagel als Dichter.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.

Am 23. April werden es hundert Jahre, daß Wilhelm Wackernagel als Sohn eines Buchdruckers in Berlin das Licht der Welt erblickte. Da indes der Vater schon 1815 starb, lag die Erziehung des begabten Knaben hauptsächlich in den Händen seiner feingebildeten Mutter, die sich in der Folge durch Goldstickerei den notdürftigsten Lebensunterhalt erkämpfen mußte, bis auch sie im Jahre 1818 von einem frühen Tode ereilt wurde und Wilhelm in der Obhut seiner älteren Geschwister zurückließ. Durch den Verfehr mit Turnvater Jahn schon früh für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes begeistert, entwarf er in einem Brief an seinen Bruder Philipp den Plan einer Teilung Deutschlands in vierzehn Kreise mit einer neuen Verfassung, der aber der Polizei in die Hände fiel und Wackernagel für seine ganze Zukunft als politisch verdächtig erscheinen ließ. Schon in seinen ersten Gymnasialjahren zeigte der Knabe entschiedenes Talent. Sein Lieblingsfach war Latein: „die Lust dazu hat mir der kleine Doktor in Quinta angeprägt“, sagt er selbst; mit der „hässlichen“ Mathematik indes hat er sich nie angefreundet. Wie er in Prima war, begann bereits, zum Erstaunen seiner Lehrer, seine Bekanntschaft namentlich mit der ältern deutschen Literatur „sich den Grenzen literarischer Gelehrsamkeit zu nähern“.

Nachdem Wackernagel im Herbst 1821 seine Reifeprüfung mit Auszeichnung bestanden, bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um sich dem germanistischen Studium zu widmen,

das er besonders unter von der Hagen und Lachmann betrieb. Neben seinen Kollegen beschäftigte sich der junge Studenten aber schon früh mit selbständigen Arbeiten, die — wie sein Lebenswerk überhaupt — meist der Germanistik angehören. Durch staatliche Stipendien unterstützt, führte er ein Leben der Arbeit und Entbehrung, das, wie sechzig Jahre später sein damaliger Genosse Ulffert meinte, für die heutige Generation fast eine Unmöglichkeit ist; Wackernagels Armut, sagt auch Guzlow, machte ihn den Mitstudierenden sprichwörtlich und zum Gegenstand der Sage. Eine Zeit lang wohnte er sogar auf einer Regelbahn, von der sein Freund Julius Hübler, der ihn dort besuchte, später folgendes erzählte: „Wackernagel hatte sich mit der ganzen Einsamkeit und Bescheidenheit eines jungen deutschen Gelehrten, ein zweiter Diogenes, dort häuslich eingerichtet. Wir Männer befuchten ihn öfters, und ich sehe das sonderbar eigentümliche Lokal noch lebhaft vor mir und bedaure nur, daß keiner von uns auf die Idee kam, dies wunderbare Nest zu zeichnen und zu verewigen. Mit ganz besonderer Kunst hatte er die an der Wand angebrachte Kugelröhre zu seiner Bibliothek hergestellt und alle seine Bücher aufs sinnreichste bald liegend, bald stehend darin angebracht. Das war zugleich der Hauptthron des Lokals; denn ich entstane mich nicht einmal einer eigentlichen Ruhestätte, wenn es nicht dasselbe bankähnliche, mit einer Decke belegte Gestell war, dessen man sich am Tage zum Sitzen und nicht minder als Tisch bediente. Bei Regenwetter freilich

trat eine unausgesetzte Sorge, das Eindringen des Wassers zu verhüten, umso gebieterischer auf; aber was tat's am Ende, die Hütte war noch immer ebenjogut wie Diogenes' Haß, wenn dies letztere auch gewiß regendichter war. Jedenfalls gab uns der seltsame Aufenthalt zu den heitersten Scherzen und Wizen Anlaß; gelegentlich wurde auch die alte Linde erstiegen und mit den Bögeln um die Wette jubiliert! Doch Wackernagels sorgenvolles Dasein ward gedacht und verschönert durch die Mußestunden, in denen er sich der Poesie widmete, die ihn auf allen seinen Lebenswegen tröstete und erheiternd begleitete. Sein erstes Gedichtbändchen erschien im Spätsommer 1828 zu Berlin unter dem Titel „Gedichte eines fahrenden Schülers“. Wenn die Kritik ihm auch anfangs mißgünstig gegenüberstand, so wurde es doch vom Publikum freundlich aufgenommen, sodass bereits im folgenden Frühjahr eine neue Ausgabe erscheinen konnte.

August 1828 war's: da erhielt er von Hoffmann von Falterleben, den er gelegentlich einer Durchreise durch Berlin kennen gelernt hatte, einen Brief, in dem dieser ihn herzlich bat, Berlin mit Breslau zu vertauschen, wo ihm mit seiner Hilfe ein zwar nicht brillantes, aber doch anständiges Leben bevorstehne. Wackernagel zögerte nicht lange, sondern reiste anfangs Oktober nach Breslau, das nun für die nächste Zeit seine Heimat wurde. Ein intimer Freund Hoffmanns, wurde er von diesem in die Zwecklose Gesellschaft eingeführt, die ihm durch die beständige Beschäftigung mit der Literatur eine Fülle reicher Erfahrungen und Anregungen bot. Allein schon im Frühling des Jahres 1830 nötigte Wackernagel ein Zwist mit dem Freunde, nach Berlin zurückzukehren. Von seinen Breslauer Kameraden widmete Heinrich Laube seinem Aindenken eine ergreifende Schildierung, die wir uns nicht verlagen können, herzusezen: „... Der Mond scheint sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserflächen und die verschwiegenen Geäusse um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so charmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenügt wie an anderen Orten. Und wenn ich zu ihm kam, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Ueberdrift war stets: „Es spricht der Mond.“ Dabei saß Wackernagel in einem langen, höchst langen Preußisch-Freiwilligen-Mantel auf dem Sofa, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Osterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen deutschen harmlosen Bügeln, in dem klaren blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte. Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen fahrenden Poeten Deutschlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden und doch alles lieben, immer die tiefe göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, die mit brünftiger Liebe und gesundem Kopfe

die alte deutsche Poesie studiert und durchgesungen haben; er ist eine Autorität im Altdutschen, und auf einer Regelbahn ist's gewesen, wo er das Nibelungenlied und den Parcival und den Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat; dort hat er, in seinem Freiwilligemantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studiert und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einem alten schwarzen Rock hat er zuweilen vorsichtig abgestaubt und ist hinausgetreten in die goldenen Säle der vornehmsten Berliner, um sich zu wärmen und die Bibliotheken zu ordnen und die alten schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden. Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gelehrt, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit; doch schrieb er mir immer die heitersten vornehmsten Billets auf spiegelglattes Papier mit sauberen römischen Buchstaben, nahm Holteis Liederstücke gegen mich in Schutz und träumte

von einem griechischen Lustspiel, das er nächstens in deutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe Wackernagel! Ich denk' immer an ihn, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der so schöne Lieder schien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gassen schlüpfe. Auch damals fielen mir lauter süße Wackernagelsche Verse ein, und ich stand still am Graupenturm, in dessen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondchein ein weiches Abschiedslied . . .“

In Berlin angekommen, suchte Wackernagel zunächst eine Stelle als Bibliothekar oder Archivar zu erhalten — ein Bemühen, das infolge seiner politischen Verdächtigkeit erfolglos blieb. So mußte er als beschiedener Privatgelehrter durch Stundengeben, Übersetzen und Abschreiben sein Leben fristen. Außerdem verkehrte er mit der Elite des damaligen geistigen Berlin, wie sie sich in Robert Reinick, Franz Kugler, August Kopisch, Adalbert von Chamisso, Karl Streckfuß, Karl von Holtei, Franz von Gaudy, Willibald Alexis, Joseph von Eichendorff und Karl Simrock darstellte. Namentlich mit letzterm und mit Chamisso verband ihn eine Freundschaft, die durchs Leben ging. Von seinen

Freunden, namentlich aber von seinem Studiengenossen Abel Burckhardt empfohlen, gelang es ihm endlich, eine Professur an der Basler Hochschule zu erhalten, die er mit Ostern des Jahres 1833 antrat.

Das Einkommen in seiner neuen Stellung ermöglichte ihm die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches: die Heirat mit der Schwester eines Zürcher Freundes, mit der er bis zu ihrem Tode (1848) in restlos glücklicher Ehe lebte. Zwei Jahre später reichte ihm dann eine Freundin seiner verstorbenen Gattin die Hand, um die neue Lebensgefährtin des Vereinsamten und die Mutter seiner verwalteten Kinder zu werden. Neben seiner akademischen Lehrtätigkeit — nach Jacob Grimms Tode galt er als der bedeutendste deutsche Germanist überhaupt — wirkte er auch unermüdlich für das Wohl seiner neuen Heimat, die ihn seiner Verdienste wegen bereits 1837 zu ihrem Ehrenbürger ernannte. Seit 1856 gehörte er auch dem Grossen Rat seines Kantons an, wenn er auch zeitweise durch den vorgeschrittenen



Wilhelm Wackernagel.
Nach einer Zeichnung in der Deutschen Kunstsammlung zu Basel.

Liberalismus verdrängt wurde. Seine Bürgertreue betätigte sich ferner in gemeinnützigen Bestrebungen, in der Förderung der Jugendbildung durch Gründung von Handwerkschulen und Lebefäulen; auch die mittelalterliche Sammlung, heute ein Stolz Basels, ist sein Werk. Das 1854 herausgegebene neue Baslerische Gesangbuch verdankt es gleichfalls Wackernagels ständiger Mitarbeit, daß es zum Besten gezählt werden darf, was die Tätigkeit der letzten Jahrzehnte auf diesem Gebiete schuf. Allein die Überlast seiner Arbeit, die eine dauernde Gereiztheit seiner Nerven verursachte, untergrub schon früh seine Gesundheit. Trotzdem er in Rizza und in Baden im Aargau Heilung suchte, verschlechterte sich sein geschwächter Zustand immer mehr, und nach längerer Krankheit ereilte ihn am 21. Dezember 1868 der Tod.

Bei Wackernagels Gedichten lassen sich zwei Gruppen unterscheiden: solche, die in verschiedenen Zeitschriften und Musealnachrichen erschienen, und solche, die in Buchform an die Öffentlichkeit traten. Von den letzteren sind zu nennen: „Lieder eines fahrenden Schülers“ (Berlin 1828), „Neuere Gedichte“ (Zürich 1812), „Zeitungsdicht“ (Basel 1843) und „Weinbüchlein“ (Leipzig 1845); eine treffliche Auswahl von Wackernagels Gedichten gab Salomon Bögelin heraus (Basel 1873), der auch ein kurzes Lebensbild des Germanisten schrieb (Zeitschrift für deutsche Philologie, 2. Jahrgang, S. 330).

Wackernagels dichterische Art in einem einzigen scharfumrissenen Begriffe zusammenzufassen, gelingt wohl keinem. Bögelin hat ihn nicht mit Rückert verglichen, ohne indes seine Eigenart völlig zu erfassen. Unseres Erachtens hat die Würdigung seiner Schöpfungen vor allem ein Doppeltes zu erwähnen, was für ihn charakteristisch ist: seine von hohem sittlichem Ernst getragene Lebens- und Weltanschauung und einen feinen humoristischen Zug, der durch viele seiner Dichtungen geht.

Seine Kunst geht aus von der Natur. Wie alles Starke sich in ihren Quell versenkt, „der nie vertieft“, wie Herder sagt, so findet auch Wackernagel im engen Anschluß an sie Frieden und Glück. Mit sichtlicher Vorliebe zeichnet er die schönen Stunden der tiefsten Einigkeit, der Vereinigung und Selbsteinkehr, welche die Nacht in uns heraufbeschwört, wie etwa in seinem „Abendlied“. Aus seiner Verehrung der Natur entspringt auch seine große, warme Liebe zur Heimat, der er die innigen Verse widmet:

„O Heimat, meiner Heimat Gau,
Wo unbegrenzt das Himmelsblau
Weit über Wiese, Feld und Wald
Sich wölbt und dehnt
Und himmelweit ohn' Aufenthalt
Das Herz sich sehnt!

„O Heimat, süße Heimat du,
Wo ob der dunkelgrünen Ruh
Des Tannenwalds die Liebe schwelt
Im weißen Kleid
Und wie ein Mondenstrahl durchweht
Die Einsamkeit!“

Noch inniger als seine Liebe zu Natur und Heimat ist naturgemäß seine Liebe zu den Menschen, die seinen Gefühlen

nahestehen. So singt er denen, die im Freiheitskampfe fielen, ein begeistert Lied ergreifender Erinnerung.

In schlichter Weise spricht Wackernagel von seinen letzten Wünschen:

„Müde bin ich, schlafen möcht' ich, wo die schwarzen Kreuze stehen,
An der Mauer alte Linden, auf den Hügeln Halme wehen,
Dass die Liebe, die im Leben keine Seele mir gewonnen,
Dass der Frühling, der den Augen, der dem Herzen stets entronnen,
Endlich über meine Leiche seine frischen Blumen streue
Und die Kinder, die zum Grabe spielden kommen, noch erfreue.“

Neben den ernsten Gedichten finden sich aber auch Liebder, in denen er Lebensfreude und Lebensgenüf in meist humoristischer Form preist. Viele seiner hierhergehörigen Dichtungen gibt er in Reimsprüchen, wie es z. B. in den folgenden geschieht:

„Das ist fürwahr ein schlechter Grund,

Nach dem man in der Tasche sucht:

Der beste Grund zum Triften ist,

Dass man den Grund der Flasche sucht —

Wer trinken will und hat doch nichts —

Das ist ein großes Leid.

Es geht noch manchem andern so

In dieser Frühlingszeit.“

In dem Gedichte „Der rechte Krieg“ singt er die feurigen Verse:

„Das ist des Eisens schönster Klang, wenn's munter klingt
im Grunegang
Und wenn's die üpp'ge Nebe kürzt und Trauben bricht am Bergeshang,
Dass alle Becher füllt der Wein und alle Tale füllt Gesang.

Das ist die rechte Helden Schlacht, das ist die Nacht zum Sieg
gemacht,
Wenn laut im Becher lacht der Wein und laut das Herz im Leibe lacht,
Dass von dem wunderbaren Lärm die Sonne vor der Zeit erwacht.“

Gassen wir zusammen. Können wir Wackernagel als Dichter auch nicht die Bedeutung zumeisen, die dem Germanisten zukommt, können wir ihn auch nicht den großen deutschen Dichtern bejählen, so verdient er es doch, daß man dem reichen Spiele seiner Phantasie und dem reinen, leichten Tone, der durch alle seine Dichtungen klingt, herzliche Aufmerksamkeit zolle. Fast vierzig Jahre sind es, daß er von uns gegangen, und heute, wo wir die Wiederkehr seines hundertjährigen Geburtstages feiern, glauben wir im Geiste die Worte verklingen zu hören, die er einst so schön uns vorgesungen:

„Ein Tropfen fällt: es klingt das Meer nur leise.
Die Stelle wird umringt von Kreis' an Kreise.
Und weiter, immer mehr. Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her? Wo fiel er nieder?
Es war ein Leben nur und nur ein Sterben
Und kam, auch eine Spur sich zu erwerben.“

Ja, eine reiche, gesegnete, unvergängliche Spur!

Karl Jünger, Bonn.

Der Jungschmied.

Ein herrisches Handwerk
Das Eisen zwingen!
Wie mags gelingen?
Ein Balg, der braust,
Ein Feuer, das faust,
Slinke Hand, feste Faust;
Ein Hammer, läßt sich schwingen,
Der Amboss tut singen,
Die Funken spritzen und springen,
Tupf, ting, ping! Täteratata —
Hei, wie das Kühlwasser pfaust!

Ein heiñes Tagwerk
Das Mädel zwingen!
Wie mags gelingen?
Kein Hammer, keine Faust,
Kein Wasser, was pfaust,
Aber Feuer, das braust:
Die Lieb kanns vollbringen,
Die schmiedet zwei Zwingen,
Zwei goldene Ringe.
Tupf, ting, ping! Trara und Trari —
Sie heißt wohl Annamarie.

Walther Schädelin, Bern.

